

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 85 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4568) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. zzgl. Postgebühren.

Geschäftsführung:
Dr. Bruno Schoenlauf.

Anzerate werden die halbjährige Beilage oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im Voraus zu bezahlen. — Schluss der Annahme von Inseraten für die jährliche Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Lancher Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Lancher Straße 19/21. Sprechstunde 6—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telefon: Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

Der Spreeprefekt.

Leipzig, 10. Januar.

Aus Berlin wird uns geschrieben:

Der Liberalismus ist unfähig gewesen, die historische Rolle zu übernehmen, welche die Umstände ihm zugewiesen haben. Er sollte Gesellschaft und Staat mit modernem Geiste durchdringen und wahrhaft moderne Einrichtungen schaffen; er sollte aufräumen mit dem noch überall umherliegenden Schutt des Mittelalters und sollte die Fortentwicklung zum Besseren überhaupt beseligen. An Stelle der veralteten Gemüths- und Sittenregeln der Sozialen Zustände sollte er eine moderne Bewegungsfreiheit setzen. Aber er brachte es nur zu dem wüsten Manchestertum, zu dem „Krieg aller gegen alle“, mit dem er schließlich schmachliches Fiasko machen mußte. Zur Zeit haben die reaktionären Strömungen dem Liberalismus den Hauptteil seines Bewegungsgebietes wieder abgenommen; er ist im vollen und raschen Niedergang begriffen und kaum mehr widerstandsfähig.

Das ist im ganzen wie im einzelnen so.

Und daß die Stadt Berlin nun einen eigenen Oberpräsidenten, einen Spreeprefekten bekommt, das ist auch ein Stück davon.

Der Berliner Liberalismus in seiner „unentwegten“ freisinnigen Gestaltung sieht mit Recht in der Einsetzung dieses Spreeprefekten eine neue Beschränkung der ohnehin so eingegrenzten kommunalen Selbstständigkeit der Stadt Berlin und Herr Eugen Richter hat dem im preussischen Abgeordnetenhause energischen Ausdruck verliehen. Als er erhielt vom Regierungstisch eine niedererschmetternde Antwort. Der Minister des Innern, Herr v. Rheinbaben, hatte es sogar sehr leicht, sich dem freisinnigen Redner gegenüber auf das hohe Pferd zu setzen; die freisinnigen Bourgeois haben ihm das so bequem gemacht. Ein „wohlwollender Ratgeber“ sei nötig, sagte der Minister, weil in der Berliner Kommunalverwaltung jegliche Fürsorge für die unteren Bevölkerungsschichten fehle.

Nun, der „wohlwollende Ratgeber“ mag als humoristische Wendung aufgefaßt werden, sowohl was das „Wohlwollen“ als was den „Rat“ betrifft; die Berliner werden schon wissen, was der neue Spreeprefekt für sie zu bedeuten hat. Aber der Vorwurf des Mangels an sozialer Fürsorge gegen die „freisinnige“ Kommunalverwaltung ist durchaus ernst zu nehmen; er ist voll-

kommen berechtigt. Die freisinnigen Redner werden nicht viel Bescheidenes darauf zu erwidern wissen. Die Berliner Kommunalverwaltung ist echt freisinnig, das heißt eine echte Bourgeoiswirtschaft. Der Liberalismus, auch der „entschiedene“, hat sich da in allen seinen Schwächen und Mängeln gezeigt. Wollte man den Berliner Kommunal-Freisinn ernst nehmen, so müßte man von ihm eine Musterverwaltung erwarten, gerade darauf gerichtet, eine weitgehende Fürsorge für die wirtschaftlich Schwachen zu organisieren. Aber Sozialpolitik ist bekanntlich immer die schwache Seite des Freisinnigen gewesen, der heute zwar vor den Folgen seines eigenen starren und verbohrteten Manchestertums zurückschreckt, der aber immer noch einen unüberwindlichen Widerwillen gegen das „Eingreifen“ von Staat und Gemeinde in die wirtschaftlichen Zustände hat. Diese Bourgeois reden von „Freiheit“ und „Recht“, soviel man es haben will, sobald aber ein sozialpolitisches Zugeständnis von ihnen verlangt wird, sperren sie sich bis aufs äußerste und markten und feilschen um Kleinigkeiten, wie wenn sie auf dem Fischmarkt wären.

Politisch hat sich diese Stadtverwaltung ebenfalls nicht bewährt. Sie war immer hyperlokal und hat niemals den „Männerstolz vor Königs- thronen“ gezeigt, der einer bürgerlichen Demokratie sonst ganz wohl ansteht. Man denke an das Verhalten in der Frage des Friedhofs der Märzgefallenen und an hundert andere Dinge. Daher kam es auch, daß diese Kommunalverwaltung nicht populär werden konnte. Berlin ist eine oppositionelle Stadt und der Kommunal-Freisinn hätte den Massen mit einer selbständigen trotzig Haltung gegenüber der regierenden Bureaucratie imponieren können. Da er aber weder den Mut zu einschneidenden Reformen noch zu zähem politischem Widerstand hatte, so erkannte die Berliner Bevölkerung, die doch in ihrer Mehrheit einer sozialistischen Weltanschauung zugethan ist, bald, mit wem sie es zu thun hatte. Die Haltung des Kommunal-Freisinnigen im ganzen glich der Haltung des ängstlichen, schüchternen, rückgratlosen Kleinbürgers im einzelnen. Die kaufmännischen Berliner machten sich bald lustig über diesen Freisinn und wenn ihm jetzt die Bureaucratie zu Leibe geht, so wird er erst so recht erkennen, wie wenig Anhang er im eigentlichen Volke hat.

Wir sind weit davon, aus Haß gegen den Freisinn der reaktionären Strömung indirekt das Wort reden zu wollen; wir bedauern nur die Unfähigkeit des Freisinnigen und da wollen wir, um allen Mißverständnissen gleich-

vorzubeugen, erklären, daß wir alle bedauern, die sich etwa hinreißend lassen, aus den zuversichtlichen Worten des Herrn Ministers des Innern Hoffnungen auf eine demnächst bevorstehende bessere Wendung zu schöpfen. Wir glauben nicht an eine solche, so naiv sind wir nicht. Wenn das freisinnige Regiment den Verhältnissen nicht gewachsen war, so wird die preussische Bureaucratie die Berliner ganz gewiß auch nicht auf Rosen betten.

Herr von Rheinbaben thut freilich so, als stände eine schönere, „neue Aera“ für das kommunale Leben Berlins vor der Thüre. Aber wir sind mißtrauisch. Als Herr von Rheinbaben aus Düsseldorf in die Regierung berufen wurde, da wurde er in einer Reihe von Blättern als „bedeutender Sozialpolitiker“ angepriesen, der namentlich auch ein Verständnis für die Forderungen der arbeitenden Klassen habe. Herr von Rheinbaben trat in dieselbe Regierung ein, aus deren Schoße das Zuchthausgesetz hervorging. Für dies Gesetz hat er wohl hinreichendes Verständnis besessen; von einem besonderen Verständnis für soziale Probleme haben wir jetzt nichts an ihm bemerken können. Vielleicht hält er es für einen Beweis des besonderen Verständnisses für soziale Probleme, daß er des öfteren heftig gegen die Sozialdemokratie losgegangen ist. Er rühmt sich, ein Schöngestirne zu sein, er hat einen Schillerverein gegründet, er behauptet sogar, die Theaterzensur abgemildert zu haben und will die Kriminalpolizei reformieren. Was sehr schön! Was der gute Schiller heute von dem preussischen Minister des Innern denken würde, läßt sich wohl so wenig sagen, als man eine durchgreifende Reform der Kriminalpolizei erwarten darf. Und erst die unter den Auspicien des neuen Spreeprefekten in Angriff zu nehmende Fürsorge für die unteren Bevölkerungsschichten! Der Spreeprefekt wird jedenfalls ein konservativer Mann, vielleicht ein Junker sein; hoffentlich ist nicht der Herr v. Bodecke oder gar der Graf Posadowsky für diesen Posten in Aussicht genommen. Und die konservative Fürsorge kennen wir; da braucht man uns weiter keine Belehrungen zu geben.

Der Spreeprefekt wird wohl in den Kreisen der Junker und Verwaltungsbeamten, die für solche Stellungen prädestiniert sind, freudige Hoffnungen erregen; bei der Masse der Berliner Bevölkerung ganz sicher nicht. Diese sieht in dem „wohlwollenden Ratgeber“ mit Recht nur einen neuen fremden Faktor, der sich in das Berliner Kommunalwesen eindringt oder, wenn man lieber will, hineingedrängt wird. Vertrauen auf eine bessere Zukunft wird dem Spreeprefekten aus der

Seuilleton.

91) Nachdruck verboten.

Rot und Schwarz.

Von Stendhal (Henri Beyle).

(Uebersetzt von Friedrich von Oppeln Bronikowski.)

Die Leiter berührte die Erde; es gelang Julian, sie längs der Mauer in eine Rabatte exotischer Blumen zu legen.

„Was wird meine Mutter sagen,“ sagte Mathilde, „wenn sie ihre schönen Blumen ganz zertrümmert sieht. Sie müssen den Strich nachwerfen.“ sagte sie mit größter Staltblütigkeit. „Wenn man ihn bis zum Balkon hinauf verfolgen könnte, würde man sich diesen Umstand schwer erklären.“

„Und wie soll ich wieder fort kommen?“ fragte Julian in scherzhaftem Tone und mit kreolischem Accent. (Eine der Kammerjungen des Hauses war in St. Domingo geboren.)

„Sie? Sie gehen durch die Thüre!“ sagte Mathilde, entzückt über diesen Einfall.

„Ach, dieser Mann ist meiner ganzen Liebe würdig,“ dachte sie.

Julian ließ den Strich in den Garten fallen; Mathilde preßte seinen Arm. Er glaubte sich von einem Feind gepackt und drehte sich hastig um, einen Dolch zückend. Sie hatte geglaubt, ein Fenster öffnen zu hören. Unbeweglich blieben sie stehen, ohne zu atmen. Der Mond beleuchtete sie voll. Das Geräusch wiederholte sich nicht; es war also kein Grund zur Besorgnis mehr.

Jetzt fing die Verlegenheit wieder an, sie war auf beiden Seiten groß. Julian vergewisserte sich, ob die Thüre gut verriegelt war, er hätte am liebsten auch unter das Bett gesehen, aber er wagte es nicht; es hätten zwei oder drei Lakaien darunter liegen können. Endlich sah er aus Furcht vor künftigen Selbstvorwürfen über seine Unvorsichtigkeit doch nach.

Mathilde war allen Klängen der Schüchternheit widerstandslos preisgegeben; ihr graute vor der Lage, in die sie sich gebracht hatte.

„Was haben Sie mit meinen Briefen gemacht?“ fragte sie endlich.

„Welche gute Gelegenheit, diese Herren, wenn sie uns behorchen, irre zu führen und den Kampf zu vermeiden,“ dachte Julian.

„Der erste ist in einer großen protestantischen Bibel versteckt, welche die Post gestern Abend weit von hier entführt hat.“

Er sprach sehr deutlich und mit besonderer Betonung dieser Einzelheiten, so daß die Personen, die etwa in den beiden großen Mahagonischränke versteckt waren, die er nicht zu untersuchen gewagt hatte, ihn hören konnten.

„Die beiden anderen sind auf der Post und werden denselben Weg wandern, wie der erste.“

„Ach, großer Gott, wozu alle diese Vorsichtsmahregeln!“ rief Mathilde erschrocken.

„Warum soll ich lügen?“ dachte Julian und gestand seinen ganzen Verdacht.

„Daher also die Kälte in Deinen Briefen!“ schrie Mathilde, mehr mit dem Ausdruck der Tollheit, als der Zärtlichkeit. Diese Nuance entging Julian; das „Du“ raubte ihm allen Verstand, oder wenigstens erlosch sein Verstand; er wagte, dieses schöne Mädchen, das ihm so

viel Respekt einflößte, in seine Arme zu schließen und fand fast keinen Widerstand. Sein Gedächtnis half ihm wie damals in Besançon bei Amanda Binet aus der Verlegenheit, und er sagte einige der schönsten Phrasen aus der neuen Heloise auf.

„Du hast ein Mannesherz,“ antwortete sie ihm, ohne viel auf seine Worte zu hören; „ich wollte Deine Tapferkeit erproben, ich gestehe es. Dein Entschluß ist bei diesem Verdacht noch mannhafter, als ich glaubte.“

Mathilde zwang sich, ihn Du zu nennen; ihre Gedanken waren augenscheinlich mehr bei dieser ungewohnten Anrede, als bei dem, was sie sagte. Dieses „Du“, das so gar nicht zärtlich klang, machte Julian durchaus keine Freude. Er wunderte sich, daß er sich gar nicht glückselig fühlte, und um es zu werden, nahm er seine Zuflucht zum Verstande. Er sah sich von diesem so stolzen Mädchen, das nie ohne Einschränkungen lobte, hoch geachtet; indem er sich dies begrifflich machte, empfand er das Glück der Eigenliebe. Freilich, jene seelische Wollust, wie er sie bei Frau von Renal bisweilen gefunden hatte, war es nicht. Nichts Holbes und Zärtliches lag in den Gefühlen dieses ersten Augenblicks. Es war das höchste Glück des Ehrgeizes, und Julian war vor allem ehrgeizig. Er fing wieder von den Leuten an, die ihm verdächtigt waren, und von den Vorsichtsmahregeln, die er eronnen. Und während er sprach, dachte er über Mittel und Wege nach, wie er seinen Sieg ausnutzen könnte.

Mathilde, die noch sehr verlegen war und über ihre Betragen niedergeschlagen schien, war anscheinend entzückt, einen Gesprächsstoff zu finden. Sie sprach davon, wie und auf welche Weise sie sich wiedersehen könnten. Julian schwelgte im Selbstgefühl seines Mutes